

– Wie wichtig „Der Kampf ums Recht“ ist, den heute immer mehr Menschen bequemilichkeitshalber aufgeben, könnte kaum klarer gezeigt werden.

Léon Poliakov: *De Mahomet aux Marranes*, Paris 1961. Calmann-Lévy. 374 Seiten.

Auf den I. Band seiner weitausgreifenden „Geschichte des Antisemitismus“ (vgl. FR VIII, 63!) läßt Poliakov diesen II. folgen, der besonders weit in vermutlich den meisten Lesern ganz unbekanntes Neuland vorstößt. In den ersten Teilen – über die Symbiose des Islams mit Juden (und Christen) im Vorderen Orient und auf der iberischen Halbinsel bis zur „Reconquista“ – ist fast mehr von friedlichem Zusammenleben und fruchtbarem Kulturaustausch zwischen den „drei Religionen“ zu berichten als von Verfolgung der Juden (meist dann auch der Christen); Mohammed tolerierte ja grundsätzlich die „Besitzer der SCHRIFT“ (gegen Tributzahlung), so daß politisch-soziale Anlässe nötig waren, um die zeitweise heftigen Ausbrüche von Xenophobie (manchmal trotzdem mit religiöser Bemäntelung) auszulösen, an denen es nicht gefehlt hat. Andererseits fanden auch die christlichen Könige auf der iberischen Halbinsel oft unentbehrliche Berater (und gute Steuerzahler) inmitten der blühenden jüdischen Kolonien des Früh- und Hochmittelalters, das hier eine Periode humaner Toleranz ist, wie schon Americo Castro glänzend dargelegt hat. Aber über die Pyrenäen herüberkommend verbreitete sich – im 14. Jahrhundert mit rasch wachsender Wucht – zunächst unter dem niederen Klerus und proletarisierter Stadtbevölkerung (S. 148) – eine wütende Judenfeindschaft, die mit wachsendem Taufzwang zusammenhing. Vergebens mahnten damals weise Fürsten wie Johannes I. von Aragon an den (von Thomas respektierten) freien Willen der Juden, ohne welchen die Taufe „ein schreckliches Verbrechen“ sei: „bekehren sie sich nicht vollkommen gutwillig, so wird die Verirrung hinterher schlimmer sein als zuvor!“ (S. 158)

Genau das trat ein. Nachdem am 2. Januar 1492 die Rückeroberung beendet, am 31. März den Juden eine Fünfmonatsfrist zur Entscheidung gestellt worden war, ob sie sich taufen lassen wollten (was von dem Rest, der früheren Alternativen zwischen Taufe oder Tod entronnen war, ca. 50 000 taten) oder – ohne Wertsachen! – emigrieren (wofür sich ca. 150 000 entschieden hätten), begann die noch grausigere Tragödie der „Marranen“, die als wirkliche oder (überwiegend) vorgebliche geheime Verleugner des ihnen aufgezwungenen Glaubens der Inquisition verfielen. Zugleich begann mit dem 16. Jahrhundert, die „Blutreinheit“ (*limpieza de sangre*) soziales Postulat zu werden, die so unheimlich an die „Rassenreinheit“ des Dritten Reichs erinnert. „Der einzige Mann, der bei seinen Lebzeiten dem Tabu der *limpieza* keine Konzession machte, war Ignatius von Loyola... er äußerte sogar einmal, vom selben Blute zu sein wie Christus, würde er als große Gnade betrachtet haben; unbekümmert um die Zeitmode, wählte er einen *converso*, Diego de Lainez, zum Nachfolger und einen andern, Juan de Polanco, zu seinem Sekretär. Noch mehr als dreißig Jahre nach seinem Tode hielt die *Societas Jesu*, trotz allem Druck, diese Position. Dann endlich 1592 kapitulierte sie...“ (S. 225)

Das Schicksal der „Moriskos“ (zwangsgetauften Muslimen) war übrigens kaum besser als das der Marranen, wie Poliakov in einer Anhangs-Studie zeigt. Eine zweite über das vergleichsweise glückliche Schicksal der Juden im Kirchenstaat (und wohl darum auch im übrigen Italien), erweist den auch sonst festzustellenden Willen des Verfassers, nichts als die Wahrheit und die ganze Wahrheit zu berichten. Daß er trotzdem behauptet, für die Kirche sei Jude oder Moslem von vornherein verloren, „während alle vernunftbegabten Menschen gleichermaßen für den Kommunisten erlösbar sind“ (S. 185), hätte freilich angesichts vielfacher Verfolgung schon „bourgeoiser Herkunft“ jeweils im Anfangsstadium der Sowjetisierung nicht passieren dürfen, wie denn auch die

Lehre der Kirche nicht nur aus den Schriften derer bekannt sein sollte, die sie verfälschten. – Aber wer mag hier splitterrichten, wenn er etwa liest, was der Genuese Seneraga über in einem Hafenwinkel hinstorbende jüdische Spanienemigranten schrieb: „Ihre Leiden schienen lobenswert, was unsre Religion anlangt, ermangelten aber nicht der Grausamkeit, wenn man jene nicht als Tiere betrachtet, sondern als menschliche Wesen, geschaffen zu Gottes Ebenbild...“ (S. 201).

Schwarz-Bart, André: *Der Letzte der Gerechten*, Roman. Frankfurt 1960. E. Fischer Verlag. 397 Seiten.

Dieses Buch zeigt, von mitten inne gesehen, *die Juden* und von außen gesehen, *die andern*. Beide Aspekte sind alarmierend.

Aus den Reihen der Juden wird zunächst eine Familie Levy eingeführt, von der – lautet die Legende – in jeder Generation ein Sippenangehöriger zu jenen „sechsenddreißig Gerechten“ zählt, die das Leid der Welt tragen, seit am 11. März 1185 Rabbi Jom Tow Levy von York an der Spitze seiner Gemeinde das Martyrium auf sich nahm. Sein Sohn Salomo erleidet es im Gefolge einer in Paris von Ludwig IX. veranstalteten Disputation 1240; dessen Sohn Manasse – als angeblicher Hostienschänder – 1279; und so geht es später in Polen weiter, bis im 19. Jahrhundert die Levys in einem abgelegenen polnischen Dörfchen Zemyok den Frieden gefunden zu haben scheinen, aus welchem sie am Ende des ersten Weltkrieges ein Pogrom weißgardistischer Kosaken jäh herausreißt. Der aktivste überlebende Namensträger emigriert in das rheinische Städtchen Stillenstadt, läßt die Eltern nachkommen, heiratet – und sein einer Sohn: Erni, ist jener, „Letzte der Gerechten“, der schon vor Hitlers Machtergreifung, als die Spielkameraden den Prozeß Jesu aufführen und ihm die Juden-Rolle aufzwingen, wegen „Gottesmords“ blutig geschlagen wird (S. 148), danach z. T. von denselben – inzwischen zur HJ gegangenen – Altersgenossen so schauerlich mißhandelt, daß er sich das Leben zu nehmen versucht – wie „vom Jahre 1934 an“ entnimmt Schwarz-Bart der Statistik „kleine jüdische Schulkinder in Deutschland zu Dutzenden und Aberdutzenden“ (S. 271). Nach dem 10. November 1938 emigriert die Familie nach Frankreich, wo sie dann 1939 interniert, später den Mördern ausgeliefert wird; Erni, der zeitweise dem gemeinsamen Schicksal zu entgehen verstand, stellt sich zuletzt freiwillig im Durchgangslager Drancy, erfährt „Sonderbehandlung“ und endet im Vergasungsraum.

Was ihm und den Seinen in ihren letzten Jahren zu schaffen macht, ist die Frage: „Wozu *das* Leid, das nicht zur Verherrlichung des Namens dient? Weshalb *unnötige* Verfolgungen?“ (S. 284). Zwar erwidert der Fragesteller, Ernis in seiner Entwicklung vom fröhlichen Vagabunden zu klassischer ostjüdischen Frommen unübertrefflich gezeichneter Großvater, sich selber: „Aber was, sind wir nicht der Tribut an Leiden, den der Mensch Gott zollt?“ Dennoch erreicht Leiden und Schmach (trotz Verzicht des Verfassers auf Ausmalung eigentlicher Folterszenen) gegen Ende einen Grad, dem der subjektive „Glaube“ nicht mehr gewachsen ist (S. 387/88); was bleibt, ist der Gehorsam und die *spes contra spem*, aus der heraus noch in der Gaskammer das Sch-ma Israel in den Lobpreis ausklingt: „... Du hältst getreulich alle Deine Versprechungen denen, die im Staube ruhen. Wer ist wie Du, o barmherziger Vater, und wer vermag, Dir zu gleichen? ...“

Das ändert nichts daran, daß auf dieser Erde die Sechsenddreißig nicht mehr vollzählig sind; Erni Levy war „der Letzte der Gerechten“ seines Hauses.

Soweit hier die Juden. Und „die andern?“ – „Seit tausend Jahren“, sagt der Alte, „versuchen die Christen uns zu töten“ (S. 286); was von Beginn der Kreuzzüge im 11. Jahrhundert bis zu den letzten osteuropäischen Pogromen im 20. unstreitig zutrifft. Eben darum wird man auch die erschreckende Selbstverständlichkeit dem erst vier Jahre nach der Aus-

wanderung seiner Familie aus Polen geborenen Verfasser nicht so leicht verübeln dürfen, mit der er von dem Jahre 1933 als dem Zeitpunkt schreibt, „da die christliche Barbarei ihre Krallen in das deutsche Judentum geschlagen hatte“ (S. 174); um so mehr, als dann auch die Mißhandlung der Juden im Pétain-Frankreich unter Parolen stattfindet wie: „Montjoie Saint-Denis!“, „Für Gott und mein Recht!“ (S. 334). Kein Wunder, daß hier das Eigenschaftswort „christlich“ genau den Bedeutungsgehalt angenommen hat, den wir mit „heidnisch“ verbinden (bes. auch S. 360). Den Zusammenhang erläutert die Antwort, die Erni Levy seiner auch aus dem Osten stammenden Verlobten auf ihre Frage gibt: „... warum sind die Christen so böse auf uns?“ ... Weißt du, wer Christus war? Ein gewöhnlicher Jude wie dein Vater, eine Art Chassid in der Art vom Baal schem tow: ein Barmherziger, ein Sanfter. Die Christen sagen, daß sie ihn lieben, aber ich glaube, sie hassen ihn, ohne es zu wissen. Und deshalb nehmen sie das Kreuz am andern Ende und machen ein Schwert daraus und schlagen uns damit! ... Der arme Jeschuah; wenn er auf die Erde zurückkäme und sähe, daß die Heiden aus ihm ein Schwert gegen seine Brüder und Schwestern gemacht haben, wäre er traurig, unermesslich traurig ...“ (S. 343). Eine Parallelerscheinung zur hier angenommenen Einstellung des Heiden-Christen gegenüber Jesus von Nazareth schildert Schwarz-Bart in Gestalt des Effekts, den Erni Levys Widerstandslosigkeit auf seine nichtjüdischen Klassenkameraden ausübt: „Von da an war der Haß auf Erni unermesslich, denn er zielte auf die Sanftmut selber ab, die seine Person ausstrahlte, und die jedes der Kinder einer vergrabenen Hauptwurzel gleich dunkel in sich fühlte.“ (S. 243)

Dieser eine Satz über das vergrabene Gute in allen den bösen Kindern – tiefer und wahrer als die unglaubliche Gestalt des Schillers „civisme“ (statt wenigstens Lessings) als pädagogisches Universalrezept verhimmelnden deutschen Lehrers, der eine Weile die Juden seiner Klasse schützt und dann dafür selber ins KZ kommt – rechtfertigt schon die Aussage des Verfassers, „sein Roman sei nicht ein bloßes Dokument des Grauens, vielmehr besonders ein Buch der Liebe und Versöhnung – auch der Versöhnung mit Deutschland“. (Schiller war mit seinem Freiheitspathos der im Ostjudentum meist geschätzte deutsche Klassiker.

Es ist wahrlich keine bequeme Lektüre, aber für den, der sie redlich durchsteht, ganz gewiß eine fruchtbare; eine, die lange nicht losläßt. (Vgl. Grolle oben S. 50 und v. Schenk unten S. 125.)

Hans und Edith Nowak: Es war einmal. Leben und Schicksal des osteuropäischen Judentums. Köln 1960. Westdeutscher Rundfunk. 64 Seiten.

Nach der liebevollen Verklärung ostjüdischen Daseins in Orabuenas meisterhaftem Wilna-Roman „Groß ist Deine Treue“ (FR XII) und der unerbittlichen Schilderung des damit verbundenen unablässigen Bedrohtseins durch Schwarz-Bart ist auch diese nüchterne, keineswegs lieblose soziographische Übersicht *als Ergänzung* dankbar zu begrüßen. Lehren jene (und etwa Joseph Roth, dessen „Ostjuden“ hier seltenerweise im Literaturverzeichnis fehlen) die Seele des Ostjudentums kennen, so erfährt man über dessen leibliche Existenz das Nötigste aus dieser hier als Buch vorgelegten Sendung des Westdeutschen Rundfunks. Von dem unbeschreiblichen Elend, in welchem zuletzt fast 9 Millionen Menschen im ihnen aufgezwungenen „Ansiedlungsrayon“ – d. h. den vormalig polnisch gewesen Teilen des Zarenreiches – und den westlich anschließenden Gebieten lebten, gewinnt man hier einen Begriff und von den Wechselfällen ihres Schicksals seit der hochmittelalterlichen Einwanderung (unter westeuropäischem Verfolgungsdruck) wenigstens eine Ahnung. Die meisten Einzelaussagen sind richtig und wohlausgewogen. (Nur S. 45f. ist einiges unglücklich ausgedrückt oder geradezu falsch: Der Vorwurf des Wuchers wurde im Altertum noch keineswegs gegen die Juden erhoben; vielmehr erst,

seit sie im Mittelalter ihr Leben fast nur noch durch das den Christen durchs „kanonische Zinsverbot“ untersagte Geldgeschäft fristen konnten.) Speziell für Lehrer, welche in der Schule auch über die Juden unterrichten wollen, mag das Büchlein nützlich sein.

Isaak Babel: Zwei Welten. 46 Erzählungen. Wien München Basel 1960. Kurt Desch. 360 Seiten.

Die eine Welt, die uns in diesen hinreißend erzählten Geschichten begegnet, ist die des bolschewistischen Polen-Feldzugs der berühmt-berüchtigten Reiterarmee Budjonny's 1920, die andere die des Ostjudentums, dem Babel entstammte und bis zu seinem frühen Ende (durch Stalins Henker) verbunden blieb. Stete Gefährdung – gleich zu Anfang in den Kindheitsgeschichten durch das Pogrom von 1905 – und immer wieder durchbrechende Gottverbundenheit dieser östlichen Juden begleiten auch dieses jungen Menschen „Erwachen“ und seine „Geschichten aus Odessa“; vor allem aber tritt uns eine bunte Fülle der abenteuerlichsten Erscheinungen hier gegenüber; Menschen von Fleisch und Blut, Sünder und Gerechte; Arme und Reiche; Banditen und Ehrbare; alles ist da; und wer den ostjüdischen Menschen in der ganzen Weite seiner Möglichkeiten kennen lernen will, der wird gut tun, auch an diesem in nichts beschönigten Bilde keinesfalls vorüberzugehen.

Fejtő François: Les juifs et l'antisémitisme dans les pays communistes, Paris 1960. Plon, 273 Seiten.

Mit vorbildlicher Objektivität und Sorgfalt wird hier ein komplexes Problem untersucht und reich dokumentiert: Das jüdische Schicksal in der Sowjetunion und den „Volksdemokratien“, vor allem während des letzten Jahrzehnts. Standen die ersten Jahre der zweiten Nachkriegszeit allenthalben im Zeichen der schweren Verfolgung alles eigenständigen jüdischen Lebens durch Stalin (abwechselnd als zionistisch oder als „kosmopolitisch“), so brachte die relative „Liberalisierung“ seit Stalins Tod zwar einerseits Erleichterungen, andererseits aber auch ein Aufflackern populärer Judenfeindschaft, bes. in Polen (wo Kardinal Wyschinski wieder einmal erklären mußte, daß „Antisemitismus unvereinbar ist mit dem Katholizismus“, März 1957 in Tygodnik Powszechny; S. 82). Der Ungarn-Aufstand von 1956 dagegen hat überraschenderweise keinerlei jüdenfeindliche Auswüchse gezeigt, wie Fejtős hier besonders gründliche Untersuchungen ergeben haben (S. 88ff.); er erklärt es mit der offensichtlichen Leidensgenossenschaft der noch immer weit über 100 000 ungarischen Juden mit dem übrigen Volke und der jüdischen Komponente gerade unter den aufstandsführenden Intellektuellenkreisen. In der Bilanz beklagt er den *circulus vitiosus*, der sogar die assimilationswilligen Juden um verbliebenen objektiven Andersseins willen subjektiven Andersgesinntseins verdächtig macht und so in die unerwünschte Absonderung immer wieder zurücktreibt, wehrt sich aber gegen die von Köstler proklamierte Alternative: Israeli oder Vollassimilant d. h. Ex-Jude. Fejtő erhofft sich von vielleicht doch fortschreitender „Liberalisierung“ im Sowjetbereich: 1. für nun einmal Assimilationsentschlossene Wegfall jeder Sonderkennzeichnung als Juden (einschließlich Namensänderungserlaubnis); 2. volle Kulturautonomie für alle, die wirklich als Juden leben wollen; 3. Auswanderungserlaubnis nach Israel für alle, die dort Angehörige haben oder durch erfahrene Diskriminierung nachweisbar „auswanderungsgenötigt“ erscheinen. – Man kann nur wünschen, daß die maßvolle Diagnose und Therapie dieses auch sonst rühmlich bekannten Historikers nicht ungehört verhallen möge. (Vgl. auch unten S. 123.)

Karl Budheim: Die Weimarer Republik. Grundlagen und politische Entwicklung. 2. Aufl. München 1961. Kösel-Verlag. 142 Seiten.

Hans Buchheim: Das Dritte Reich. Grundlagen u. pol. Entw. 5. Aufl. Ebenda. 95 Seiten.

Was 1933–45 in Deutschland und Europa geschah und wie